

«Unser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken»

Zur Wiederkehr des Schreibens im Geschriebenen – Von der Tontafel zur Harddisk

Beim Schreiben gilt es Widerstände zu überwinden: Die Hand wird müde, die Tastatur klemmt. Der Weg von der Tontafel zur Harddisk ist ein Weg der zunehmenden Dazwischenschaltung von uneinsehbaren und schlecht kontrollierbaren Faktoren. Doch die Freiheitsgrade wachsen in dem Masse, wie es ein Wissen um technologische Abhängigkeiten gibt.

Aus dem Johannes-Evangelium ist die Szene bekannt: Jesus schreibt mit dem blossen Finger Zeichen in die Erde – und niemand scheint diese Zeichen zu verstehen. Eine einfache Schreibsituation, könnte man denken: Es braucht nichts als Hände und eine Oberfläche, die beschrieben oder sonstwie bearbeitet werden kann, und was sich zwischen Hand und Oberfläche ereignet, ist in gewisser Hinsicht wichtiger als das, was das schliesslich Geschriebene bedeuten mag. Denn Bedeutung kann etwas nur haben oder gewinnen, wenn es vermittelt wird.

Bedingungen des Schreibens

Zum Schreiben bedarf es zwar eines Systems von Zeichen, die Bedeutung versprechen (das ist die Semantik des Schreibens). Das Bedeutungsversprechen bleibt aber, sofern die Präsenz eines Schreibers nicht mehr gegeben ist und nur noch Geschriebenes oder Gekritztes übrig bleibt, vom Material abhängig, das zuvor zeichenhaft bearbeitet wurde. Im Schreiben erfolgt diese Bearbeitung durch Körperbewegungen, die meistens über die Hand ausgeführt werden (das ist die Gestik des Schreibens) und die in der Regel mit entsprechenden Schreibgeräten (Feder, Bleistift, Schreibmaschine oder Computer – Instrumentalität des Schreibens) koordiniert werden.

Der Literaturwissenschaftler Rüdiger Campe hat diese drei Faktoren des Schreibens (Semantik, Gestik und Instrumentalität) als Voraussetzungen für einen umfassenden Begriff des Schreibens benannt und dabei den Begriff der «Schreibszene» geprägt. Schreibszenen sind Szenen, in denen Schreibprozesse stattfinden und zugleich beobachtet, reflektiert und beschrieben werden. Werden Schreibszenen – etwa in Form einer Selbstbeobachtung – beschrieben, dann hat man es mit einer Wiederkehr des Schreibens im Geschriebenen zu tun. Schreibszenen geben, zusammen sowie im kontrastiven Vergleich mit der Analyse entsprechender Archivmaterialien, Aufschluss über die historisch veränderlichen Bedingungen des Schreibens.

Das vom Schweizerischen Nationalfonds geförderte Forschungsprojekt «Zur Genealogie des Schreibens. Die Literaturgeschichte der Schreibszene von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart» am Deutschen Seminar der Universität Basel hat sich unter der Leitung von Martin Stingelin sechs Jahre lang historisch und systematisch mit der Geschichte der Schreibszene beschäftigt. Die Ergebnisse dieses Projektes liegen inzwischen in einer Buchreihe vor.*

Widerstände beim Schreiben

Zu den wichtigsten Ergebnissen des Projektes gehört die Einsicht, dass Schreibprozesse vor allem dann thematisch werden und somit Einblick in die entsprechende Schreibszene geben, wenn sich im Ensemble der beteiligten Faktoren semantischer, gestischer oder instrumenteller Art Widerstände bemerkbar machen, die überwunden werden müssen: Der entscheidende Einfall will nicht kommen, die Hand wird müde, die Tastatur klemmt – man kennt die entsprechenden Situationen.

Dabei gibt die Art und Weise, wie die entsprechenden Widerstände beim Schreiben überwunden oder nicht überwunden werden, stets Einblick in die historisch und individuell von Autor zu Autor und von Autorin zu Autorin je unterschiedliche Situation des Schreibens und somit in die Zeit, aus der das schliesslich Geschriebene hervorgegangen ist (oder genauer: hervorgegangen sein wird), ohne dass dieses umstandslos auf die Situation zurückgeführt werden könnte. Denn die Trennung des Geschriebenen vom schnell vergangenen Akt des Schreibens bleibt unüberbrückbar. Wie diese Lücke in konkreten Schilderungen von Schreibprozessen bespielt wird, ist jedoch ihrerseits signifikant und aufschlussreich für das jeweilige Selbstverständnis einer Autorfigur, einer Gruppierung oder einer Epoche – und ihrer Aufmerksamkeit für die medialen Grundlagen der eigenen Tätigkeit.

Spuren im Sand

Verhältnismässig einfach scheint die eingangs erwähnte Situation mit der Erde zu sein, die Jesus mit blosser Finger beschreibt. Doch der Schein trügt. Woher soll man denn wissen, ob sich das alles so abgespielt hat? Von der damals beschriebenen Erde wird man darüber keine Auskunft mehr erwarten können. Erde ist im Hinblick auf ihre Speicherqualität keine gute Schreibunterlage. Der Regen spült sie aus, und mit jedem Schritt, der über sie geht, wird sie unlesbarer. Es bedurfte anderer Mittel, damit es überhaupt noch eine Erinnerung an diesen Schreibakt geben konnte. Jemand anderer musste das Geschäft des Schreibens übernehmen. Der Evangelist Johannes hat es getan. Aber auch das reichte nicht aus. Das Aufgeschriebene musste abgeschrieben, immer wieder abgeschrieben, dann übersetzt und schliesslich – fast eineinhalbtausend Jahre später – massenhaft gedruckt werden, damit es, ebenso massenhaft, eine Kenntnis von den wie auch immer stark verfremdeten biblischen Geschichten geben konnte.

So gesehen mag man denn in der scheinbar beiläufigen Geste des Schreibens, die Jesus mit dem Finger auf der Erde vollzog, ohne dass man wüsste, was er da geschrieben hat, auch einen Fingerzeig auf den schlichten medialen Umstand erblicken, dass Ereignisse und Geschichten, und zwar unabhängig davon, was sie bedeuten mögen, tradierbar sein müssen, wenn sie später einmal erinnert werden sollen. In einer längerfristigen Perspektive heisst dies: Sie müssen aufgeschrieben, vielfältig und weitergetragen werden.

Als die Schweizerische Post Anfang der neun-

ziger Jahre die Unterscheidung von A- und B-Post einführt, kursierte eine Zeitlang der Witz: «Warum hat sich das Evangelium so schnell ausgebreitet? Antwort: Weil es von A-Posteln – und nicht von B-Posteln – in die Welt hinausgetragen wurde.» Der Witz ist zwar schlecht, aber er macht doch auf die technischen Bedingungen aufmerksam, aus denen Kulturen ihr Selbstverständnis gewinnen, indem sie sich auf die ihnen zugrunde liegenden Tradierungsprozesse öffnen.

Medientechnische Umbrüche

Schreibprozesse bilden die Scharnierstellen in diesen Tradierungsprozessen, die stets auch Erfindungsprozesse sind. Was über sie – und durch sie von den entsprechenden Kontexten des Schreibens – gewusst werden kann, ist wiederum von den Überlieferungs- und Vervielfältigungsprozessen abhängig, durch die das Geschriebene, bestenfalls für eine grössere Öffentlichkeit, lesbar wird. Seit dem 18. Jahrhundert lässt sich in der Literatur ein verstärktes Interesse für die kommunikativen Prozesse feststellen, in die sie selbst involviert ist. Die Gründe dafür liegen zu einem guten Teil im Aufkommen eines Zeitschriftenmarktes, der sich im Zuge der Aufklärung rasant entwickelte und der die Schriftsteller dazu anhielt, die wahrscheinlich gewordene Kritik ihrer eigenen Erzeugnisse bereits im Schreiben zu antizipieren. Reflexivität ist mitunter ein Effekt dieser kommunikativen Situation, die es den Schriftstellern nahelegte, mit ihren Kritikern mindestens gleichzuziehen.

Seit Schriftsteller gelernt haben, die ersten Kritiker ihrer selbst zu sein, haben auch jene Selbstbeobachtungen zugenommen, die als Schreibszenen in die Literatur eingegangen sind. Diese Bezugnahmen aufs eigene Schreiben würden jedoch verkürzt interpretiert, wenn sie bloss als Selbstbespiegelungsphantasien oder als Schreibwarenfetischismus angesehen würden.

Unterschiedliche Gewichtungen

Mit der Reflexion von Schreibprozessen, so wie die Literatur sie betreibt, rücken neben den subjektiven Anteilen am Prozess des Schreibens auch die durch historische Rekonstruktionen objektivierbaren Faktoren sprachlicher, körperlicher und instrumenteller Art in den Blick, wobei diese Faktoren bei den Schriftstellern entsprechend ihren poetologischen Präferenzen unterschiedlich gewichtet und beurteilt werden.

Das Basler Projekt konnte zeigen, dass diese Gewichtungen zwar unterschiedlich ausfallen, in medientechnischen Umbruchphasen die instrumentellen Faktoren insgesamt aber verstärkt zur Geltung kommen. Denn sobald sich durch technologische Erfindungen oder Erneuerungen die instrumentellen Möglichkeiten des Schreibens vervielfältigen, erhöht sich auch der Zwang, sich zu diesen Möglichkeiten zu verhalten. Sobald es mehrere Schreibverfahren gibt, zwischen denen gewählt werden kann oder zwischen denen der Zwang zur Wahl besteht, kommt man nicht darum hin, sich zu entscheiden.

Freiheitsgrade beim Schreiben

Die jüngsten technologischen Entwicklungen zeigen, dass es Entscheidungen beim Schreiben gibt, die mehr und mehr von den Programmen abgenommen werden. Der Weg von der Tontafel zur Harddisk ist ein Weg der zunehmenden Dazwischenschaltung von uneinsehbaren und schlecht kontrollierbaren Faktoren. Man denke nur an die automatischen Korrektur- oder Trennfunktionen in Textverarbeitungsprogrammen. Diese Automatismen und die damit verbunde-

nen Abhängigkeiten sind die Kehrseiten einer letztlich nur auf scheinbare Autonomie von Usern zielenden Benutzerfreundlichkeit. Die Resistenz gegenüber solchen Bevormundungen hat indes seit je in der Literatur ein Zuhause gefunden, und dies nicht deshalb, weil die Literatur sich grundsätzlich gegen Zwänge wendet, sondern deshalb, weil sie diese Zwänge klar sieht – aber eigensinnig nutzen möchte.

Die Freiheitsgrade beim Schreiben wachsen in dem Masse, wie es ein Wissen um die technologischen Abhängigkeiten und Vorgaben beim Formulieren von Texten gibt. «SIE HABEN RECHT», schreibt Friedrich Nietzsche Ende Februar 1882 seinem Sekretär Heinrich Köselitz alias Peter Gast auf einer Schreibmaschine, die nur Grossbuchstaben kannte, «UNSER SCHREIBZEUG ARBEITET MIT AN UNSE- REN GEDANKEN.»

Sandro Zanetti

Sandro Zanetti ist Literaturwissenschaftler und arbeitet am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin.

* Die Aktivitäten des Forschungsprojekts «Zur Genealogie des Schreibens» sind im Internet (www.schreibszenen.net) sowie unter anderem in folgenden Publikationen dokumentiert:

«Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säkulum». Schreibszenen im Zeitalter der Manuskripte, herausgegeben von Martin Stingelin in Zusammenarbeit mit Davide Giuriato und Sandro Zanetti. Wilhelm-Fink-Verlag, München 2004 (= Zur Genealogie des Schreibens 1).

«SCHREIBKUGEL IST EIN DING GLEICH MIR: VON EISEN». Schreibszenen im Zeitalter der Typoskripte, herausgegeben von Davide Giuriato, Martin Stingelin und Sandro Zanetti. Wilhelm-Fink-Verlag, München 2005 (= Zur Genealogie des Schreibens 2).

«System ohne General». Schreibszenen im digitalen Zeitalter, herausgegeben von Davide Giuriato, Martin Stingelin und Sandro Zanetti. Wilhelm-Fink-Verlag, München 2006 (= Zur Genealogie des Schreibens 3).

Ein Band mit Beiträgen zum Phänomen der Selbstbeobachtung und Selbstlektüre beim Schreiben wird Anfang 2008 erscheinen. Als nächste Veranstaltung des Projekts findet vom 22. bis zum 24. November 2007 an der Universität Dortmund eine Tagung zum Thema «Portable Media» statt.